

Krähenpakt

KLARA BELLIS

*Gewidmet den circa 1.000.000 Krähenvögeln, die jedes Jahr in
Deutschland getötet werden*

Impressum

Text: Klara Bellis

Coverdesign und Umschlaggestaltung: Florin Sayer-Gabor -
www.100covers4you.com

Bildnachweis Coverbilder: MikiBith Art

Fonts: Gandhi Serif, A charming Font Expanded

Klara Bellis

c/o

K. P. Wörfel

Wilhelmstraße 21

06116 Halle

Alle Texte sind urheberrechtlich geschützt. Alle Personen, einschließlich der Krähen, sind frei erfunden. Ähnlichkeiten zu lebenden oder verstorbenen Menschen, Dämonen bzw. Aas-Nebel-, Raben- oder Saatkrähen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Gefördert mit Mitteln des Landes Sachsen-Anhalt

Prolog

Im Nebel

Ein Gutes hatten die Schmerzen. Solange er sie spürte, war er am Leben. Vorsichtig betastete Wilmar, genannt der Fuchs, seinen Bauch. Warm und klebrig sickerte das Blut aus der Wunde. Mit jedem Atemzug flackerte sein Lebensfunke schwächer. Er lag im kalten Schlamm, umgeben von den toten Leibern derer, die er in die Schlacht geführt und die er um den Sieg betrogen hatte.

Wilmar schloss die Augen. Zum letzten Mal in seinem Leben sog er den Duft des Morgens ein. Es roch nach feuchtem Gras und Erde. Ein Duft, der Hoffnung in sich trug, wäre da nicht der Gestank der brennenden Leichen gewesen, der sich darunter mischte. Rupert der Rohe machte keine Gefangenen. Nur der Nebel hatte ihn bisher vor den Schergen verborgen, die das Schlachtfeld nach Verwundeten absuchten, um sie zu töten. Sobald die Morgensonne die Nebelfetzen aufgeleckt hätte, wäre er der Mörderbrut ausgeliefert. Vorausgesetzt, die Krähen kamen ihnen nicht zuvor. Deren Krächzen erfüllte die Luft so laut, wie er es noch nie in seinem Leben gehört hatte. Ein Sturm aus rauen Stimmen, durch den sich spitze Schreie bohrten.

Schritte näherten sich. Mit letzter Kraft drehte er den Kopf, um den feigen Hunden in die Augen zu sehen. Durch den Nebel glitten schwarzgewandete Gestalten auf ihn zu, umkreist von einem Wirbel aus Federn und Krallen. Ein Krähenschwarm, so

licht, dass er das Licht der Morgendämmerung abschirmte. Wehrhafte Schnäbel ragten aus den augenlosen Gesichtern der Ankömmlinge. Das konnten niemals Ruperts Männer sein. Eine der dämonenhaften Kreaturen beugte sich über ihn. Sie stank nach Aas. Mit Krallen, die Dolchen glichen, kratzte sie über seinen Leib. Starr vor Angst und mit wild pochendem Herzen ergab er sich seinem Schicksal. Andere gesellten sich dazu, drängten sich um ihn, wollten an seinem schmachvollen Ende teilhaben. Ein kehliger Schrei stoppte das Treiben. Die Kreatur ließ von ihm ab. Mit gesenktem Kopf trat sie zur Seite, um für einen weiteren Dämon Platz zu machen. Dieser hockte sich neben ihn, legte die eine Hand auf seinen Brustkorb und die andere auf die Stirn.

»Du stirbst.« In seiner Stimme knarzte der raue Tonfall einer Krähe.

»Bitte hilf mir.« Wilmar erschrak vor seinen eigenen Worten, wollte er doch lieber mit reinem Herzen den Tod begrüßen, als Hilfe von einer Ausgeburt der Hölle zu erleben.

»Bist du bereit, den Preis dafür zu zahlen?«

»Welchen Preis?« Er zitterte vor Kälte und Angst.

»Ich biete dir einen Pakt an. Wenn ich dir dein Leben lasse, sorgst du dafür, dass deine Linie niemals ausstirbt. Bis einst, in einer fernen Zeit, sich einer deiner Nachkommen für meinesgleichen in der Stunde der größten Not opfert.«

»Ein Nachkomme?« Dem er nie begegnen würde. Für den er keinesfalls verantwortlich wäre ... Ein lächerlich geringer Preis. Wilmar nickte schwach.

»Aber wehe der Generation, die keine Nachkommen in die Welt bringt. Diese Menschen werden einen qualvollen Tod sterben und mit ihnen alle, die ihnen lieb und teuer sind.« Der Dämon richtete sich auf und breitete die Arme aus. Schwingen mit blauschwarz schimmernden Federn wuchsen aus seinem Rücken,

wie von einem gefallenen Engel. Der Leibhaftige selbst musste der Vater dieser Dämonen sein.

Ein Pakt mit dem Teufel, darauf lief es also hinaus. So tief war er gesunken, weil er sich feige an sein Leben klammerte.

»Dann schlag ein.« Der Dämon hielt ihm die Hand mit den entsetzlich langen Krallen hin. Kaum berührte Wilmar sein Gegenüber, breitete sich eine stechende Hitze auf seinem Handrücken aus. Es stank nach verbranntem Fleisch. Auf der vergengten Haut prangte das Abbild einer fliegenden Krähe, das den Pakt besiegelte. Der Teufel hatte ihn gezeichnet. Er hatte seine Seele verkauft.

Ringelsocken und ein Fleck

Auf der Suche nach der zweiten Socke huschte Kaja Fuchs durchs Haus. Jeden Augenblick konnte sie klingeln, die Frau, die vor dreiundzwanzig Jahren Kaja in die Welt gesetzt hatte und die seitdem praktisch nie Notiz von ihr nahm.

»Autsch!« Schon wieder hatte sie sich den Kopf gestoßen. Obwohl sie nur knapp eins sechzig maß, passierte ihr das verdammt oft. Dieses Mal an der Kante des Küchentischs, unter dem sich die zweite Ringelsocke versteckte, die ihr Outfit vervollständigen sollte: das rote T-Shirt mit dem Löwenzahndruck und die ausgefranste Jeans.

Die Socke hatte ein Loch an der Seite. Egal, das würde ohnehin unter den schwarzen Boots verschwinden, sobald sie das Haus ihrer Tante Luise verließ, in dem sie zur Untermiete wohnte. Kaum vorstellbar, dass ein Hungerhaken wie sie tatsächlich mit der massigen Gestalt blutsverwandt war. Nachlässig strich sie eine verirrte Locke aus dem Gesicht. Ihr Haar band sie zu einem Pferdeschwanz zusammen. Die aschblonde Mähne teilte sie mit ihrer Tante und vermutlich auch mit Gesine, nur dass ihre Mutter die Haare raspelkurz geschnitten trug.

Zum Familienerbe mütterlicherseits gehörten neben der Lockenpracht das runde Gesicht und die grauen Augen. Die spitze Nase dagegen hatte sie ihrem Vater zu verdanken. Volker Fuchs-Bogenbach, Star-Pianist und Stammgast in den Konzertsälen dieser Welt.

Die eine Socke halb angezogen hüpfte sie auf dem schon besockten Fuß ins Bad. Dort quetschte sie ein paar Tropfen Nagellackentferner in einen Fetzen Klopapier und rubbelte über die Reste des silbernen Lacks. Die Erinnerung an eine weitere Katastrophe in Sachen »Online Dating«. Pro behalber rieb sie auch über den seltsamen Fleck, groß wie ein Pfirsichkern, auf ihrem linken Handrücken. Der Fleck hatte sich in der Nacht erneut verändert.

»Oh Shit.« Ihre Augen weiteten sich. Für einen Augenblick prickelte die blanke Angst über ihren Nacken. Schnell kickte sie die Panik aus ihrem Kopf. Längst hatten die Ärzte Entwarnung gegeben. Der Fleck war völlig harmlos. Dummerweise sah das Gesine anders. Was für eine selten dämliche Idee, sich ausgerechnet früh am Morgen auf ein Treffen mit ihrer Mutter einzulassen. Sie sahen sich höchstens dreimal im Jahr, weil Frau Doktor Gesine Fuchs, die gefeierte Meeresbiologin, lieber auf Konferenzen abhing oder auf Forschungsschiffen über die Weltmeere schipperte, anstatt sich mit ihrer Versagerin von Tochter abzugeben. Zum Leidwesen ihrer Eltern hatte sie es nur zu einem mittelmäßigen Abschluss in Medienwissenschaften gebracht. Ausgerechnet jetzt, kurz bevor sie ins Büro musste, zu ihrem Job, der ohnehin wackelte, wollte Gesine mit ihr über den besagten Fleck sprechen.

Das Handyklingeln riss sie aus ihren Gedanken. Nele rief an. Obwohl sie keine Zeit zum Quatschen hatte, wollte sie ihre beste Freundin nicht wegdrücken.

»Juhu, wie lief's gestern?«, schmetterte Nele direkt in ihr Ohr.

»Mega.« Wie immer klang Kajas Stimme etwas zu schrill, wenn sie log. Ein Telefonat mit Nele dauerte nie unter einer halben Stunde, und jede Sekunde konnte ihre Mutter an der Tür klingeln. So viel Stress am Morgen drückte ihr auf den Magen, dabei hatte sie noch nicht mal gefrühstückt.

»Ich habe was anderes gehört.« Nele kicherte. »Luka hat mir eine episch lange Sprachnachricht geschickt. Der Arme braucht nach eurem Date erst mal 'ne Therapie.«

Au Backe! Bei der Erinnerung an den Horror von gestern Abend brannten Kajas Ohren so heftig, dass sie schon glühten. Unter Neles Spott sackte sie zusammen, als hätte sie ein gezielter Faustschlag getroffen. Kurz bevor sie gänzlich am Boden lag, atmete sie tief durch und rappelte sich wieder auf.

»Echt jetzt? Du kannst den Typen gern geschenkt haben.« Ihre Stimme zitterte vor Wut. »Von wegen *der Arme*.« Sie schnaufte bei dem Gedanken an klebrige Finger, die unter ihr Shirt gekrochen waren und den Bieratem, den er ihr bei seinem linkischen Kussversuch ins Gesicht gerülpt hatte.

»Ich finde den eigentlich ganz süß«, sagte Nele irritiert.

»Süß?« Kaja schüttelte sich. »Die *süßen Typen* können mich mal.« Falls sie sich jemals wieder auf ein Date einließ, dann höchstens mit einem Alien von einem anderen Planeten. Lieber nahm sie sich ein Beispiel an Tante Luise, die seit fast vierzig Jahren glückliche Witwe war. Mit dem Handy am Ohr lief sie ziellos umher. Beim Telefonieren durch die Wohnung zu tigern war der einzige Sport, den sie trieb, falls das überhaupt als Sport durchging. »Du, Nele, ich ruf dich nachher zurück. Gesine kommt gleich vorbei. Die dreht völlig am Rad wegen des Flecks.« Ihre Eltern bestanden darauf, mit Vornamen angeredet zu werden, was Nele und Tante Luise ziemlich distanziert fanden. Ihr war das egal, hatte sie sich doch längst daran gewöhnt.

»Oje, du Ärmste. Dann lass ich dich mal lieber in Ruhe.« Nele legte rasch auf.

Kajas Wanderung hatte sie in Luisens Arbeitszimmer geführt, eine Rumpelkammer, in der sich jene Staubfänger sammelten, die im Wohnzimmer keinen Platz fanden. Luise hatte ihr den Zutritt streng verboten. Ein Verbot, gegen das sie regelmäßig und

mit größtem Vergnügen verstieß. Auch wenn sie die esoterische Ader ihrer Tante albern fand, liebte sie es, im Hexenlabor herumzustöbern. Denn nichts anderes stellte das angebliche Arbeitszimmer dar, vollgestopft mit uralten Büchern und okkulten Sammlerstücken aus aller Welt, die sich den Platz auf den Regalen mit Fläschchen und Gläsern teilten, deren fragwürdiger Inhalt so wirkte, als wäre er lebendig.

»Autsch!« Sie rieb sich den Hinterkopf, der Bekanntschaft mit dem Bücherregal gemacht hatte. Die ausgestopfte Krähe, die dort unter einer Glasglocke wohnte, wackelte bedenklich. Ein Haustier wäre nicht schlecht, dachte sie. Zum Üben, bevor sie sich wieder auf ein Date mit einem menschlichen Wesen einließ.

Die Türklingel schrillte. Gesine war da. Kaja schluckte gegen das trockene Gefühl an, das sich in ihrem Mund ausbreitete. Gedankenverloren legte sie das Handy auf Luisers Schreibtisch ab und eilte zur Tür.

Alles zerfällt

Aderyn warf sich den schwarzen Fetzen über, der noch vor kurzem sein liebstes Gewand gewesen war. Die morschen Nähte hielten den brüchigen Stoff gerade so zusammen. Er strich sein Kopfgefieder glatt, um sich wenigstens den Anschein von Würde zu geben, bevor er sein Zimmer verließ, um sich den anderen für heute anzuschließen. Zum Glück war der Krallenlack bisher von dem alles beherrschenden Zerfall verschont geblieben. Das verriet ein Blick auf die säuberlich aufgereihten Fläschchen, die auf dem Fensterbrett in metallischen Farben schimmerten. Mit schnellen Pinselstrichen frischte er den silbernen Lack seiner Fingerkrallen auf. Die Zehenkrallen zu lackieren, darauf verzichtete er, weil er bei der Kälte ohnehin die mit Daunen gefütterten Stiefel trug. Seit Monaten herrschte ein eisiger Winter und die Nahrungsvorräte schwanden beängstigend schnell. Der Gürtel, der sich viel zu locker um seinen dünnen Leib schlang, verlangte längst nach einem weiteren Loch.

Rasch pulte er noch das letzte Auge aus dem Menschenschädel, den ihm Emmeram gestern Abend als Ration für die nächsten Tage zugeteilt hatte. Es widerte ihn an, das stinkende Aas zu essen, und dennoch empfand er tiefe Dankbarkeit, dass sich die Menschen nicht gänzlich abgewandt hatten, trotz der Not, die auch bei ihnen längst herrschte. Noch immer bestatteten sie ihre Verstorbenen hoch oben in den Ästen der Himmelsbäume, sodass die Cru in diesen üblen Zeiten Nahrung fanden.

Aber was, wenn Emmeram und die anderen ihre Pläne wahr-machten? In die Dörfer einzufallen und die Menschen zu jagen, das wäre Wahnsinn. Sie wären nirgends mehr sicher.

Genüsslich zerkaute er das Auge. Das Einzige an einer Menschenleiche, das er ohne Brechreiz hinunter bekam. Mal abgesehen von den Augen hatte er es immer vermieden, Aas zu essen. Nur gab es in diesen finsternen Zeiten praktisch nichts anderes mehr. Er legte den halb verwesenen Kopf zurück in die Staubschicht, die noch vor kurzem ein golddurchwirkter Teppich gewesen war. Tiiu zuliebe verzichtete er darauf, das Essen zu verstecken. Sie war so furchtbar dünn geworden. Die Welt der Cru, geschaffen aus Träumen und Wünschen, zerfiel zu Staub, seit die alles durchdringenden Kräfte schwanden, die sie im Gegensatz zu den Menschen zu beherrschen gelernt hatten. Aber was nützte ihnen das, wo nichts mehr Bestand hatte, was sie sich jemals erträumt hatten?

Sein Blick ruhte noch immer auf dem Schädel. Wie sehr ihnen die Menschen doch ähnelten, auch wenn auf ihrem Haupt Fell anstatt schwarzer Federn wuchs. In einen langen Mantel gehüllt, die Krallen unter Handschuhen versteckt und den Hut tief ins Gesicht gezogen, hatte er sich so manches Mal unentdeckt in eines ihrer Dörfer geschlichen. Sein schmales, blasses Antlitz mit den dunklen Augen und den hohen Wangenknochen half ihm dabei. Wirkte er doch anziehend auf die weiblichen Menschen – und auch auf so manchen Menschenmann. Zumindest, solange er seinen Mund geschlossen hielt, um die beiden Reihen spitzer Zähne zu verbergen. Wobei er sich vor seinen Besuchen vor-sichtshalber die Daunen vom Kinn gezupft hatte, zur Erheiterung seiner kleinen Schwester Tiiu.

Doch Tiiu war das Lachen vergangen. Seit dem Tod ihrer Brüder hatte niemand mehr in den staubigen Höhlen gelacht, die noch vor weniger als zwei Sonnenzyklen ein glitzernder Palast

gewesen waren. Und das Schlimmste daran war, er hätte ebenfalls sterben sollen. Nur seiner Feigheit hatte er es zu verdanken, dass er noch lebte, ausgerechnet er, der Schwächste der Brut. Ein unverzeihlicher Fehler, für den ihn seine Mutter auf ewig hassen würde.

Aderyn verließ das Zimmer. Den Kopf gesenkt, die Schultern eingezogen, um dem eisigen Wind weniger Angriffsfläche zu bieten, strich er durch die Felsengänge. Wrona wollte ihn sprechen. Die Audienzen bei seiner Mutter verliefen meist unerfreulich, weshalb er sich mehr Zeit ließ, als ihm zustand. Aber wenigstens hatte sie seine Bitte um ein Gespräch erhört, etwas, das selten genug vorkam.

Vor dem Knochensaal angekommen verharrte er einen Augenblick, um sich innerlich zu sammeln. Keinesfalls durfte er aufgebracht wirken oder unsicher. Er musste Wrona vor Emmerams Plänen warnen. Sollten sie dem Wahnsinn zustimmen, den Emmeram derzeit ausbrütete, wären sie allesamt verloren.

Jemand riss den Fetzen beiseite, der als Vorhang den Eingang zum Saal abschirmte. Verdammt, es war Emmeram höchstpersönlich. Das rechte Augenlid arrogant hochgezogen, das linke Auge leicht zusammengekniffen musterte er ihn von oben herab.

»Du kommst spät«, sagte er mit harter Stimme. »Zu spät.«

»Geh mir aus dem Weg.« Aderyn schob sich an dem breitschultrigen Hünen vorbei, der wie immer seinen besten Mantel trug. Im Gegensatz zu Aderyns Lumpen sah dieser recht manierlich aus, was Emmerams Autorität noch unterstrich. Wehmütig dachte Aderyn an seine prachtvollen Gewänder, die längst zu Staub zerfallen waren. Nur die zerschissenen Fetzen, vor langer Zeit von Menschen angefertigt, widerstanden dem Zerfall. Die Cru trugen die Leichentücher der Toten, die sich über die Jahre hinweg in den kahlen Ästen der Himmelsbäume verfangen hatten. So tief waren sie inzwischen gesunken, die angeblichen

Götterboten, die Vermittler zwischen dem Reich der Lebenden und dem der Toten, gehüllt in stinkende Lumpen. Dabei schwelgten die Kraai noch im Luxus. Die Schwarmcru mussten splitternackt der Kälte trotzen.

Seine Schritte hallten durch den Knochensaal. Ein leerer Raum mit einem Boden aus schwarzem Marmor – auf Hochglanz poliert. Die Stirnwand dominierte ein Gebirge aus Menschenknochen, das den Thron darstellte. Der Rest der Wand war mit den dazugehörigen Schädeln tapeziert, bis hoch zur Decke des Saals, an der fünf überdimensionale Kronleuchter hingen. Diese bestanden – wer hätte es gedacht – ebenfalls aus Menschenknochen. Manchmal war er recht froh darüber, dass niemals ein Mensch seinen Fuß in die heiligen Hallen der Cru setzte. Zumindest keiner, der noch lebte und diese geschmacklose Innenarchitektur ertragen musste. Durch die kleinen Öffnungen dicht unter der Decke flogen Krähen geschäftig ein und aus. Wronas Späher und Boten, die einzigen, die noch verlässlich ihre Arbeit verrichteten wie vor dem Zerfall der Welt. Ihr Gesang erfüllte sein Herz mit Freude. Die hatte er bitter nötig, bei dem, was ihm bevorstand. Auf dem Knochenthron saß Wrona, seine Mutter. Vor weniger als zwei Sonnenzyklen hatte dort an ihrer Seite noch Vater Corvo gesessen, doch der hatte sich schon kurz nach Beginn der Katastrophe in sich selbst zurückgezogen. Das Einzige, was aus seinem Munde drang, waren Speichelfäden, die er sabberte, während er mit leeren Augen an die Decke des Schlafgemachs stierte. Ein geradezu beneidenswerter Zustand, der ihn davor bewahrte, das allgegenwärtige Elend ertragen zu müssen.

»Was willst du?«, herrschte Wrona ihn an. Seit dem Tod seiner Brüder verabscheute sie ihn noch mehr.

»Ich muss mit dir über Emmeram sprechen.« Er schielte über die Schulter. »Bitte schick ihn solange hinaus.« Besagter